

Brigitte Kaczerowski (Siegen)

WELCHE ROLLE SPIELT FIKTIONALITÄT FÜR LESERINNEN VON LIEBESROMANEN?

Von alters her ist bekannt, daß Frauen existieren, Kinder gebären, keine Bärte haben und selten kahl werden; doch außer in diesen Punkten und in anderen, wo man sie mit den Männern identisch glaubt, wissen wir wenig über sie und haben wenig verlässliche Zeugnisse, auf die wir unsere Urteile stützen können. (V. Woolf)

Um es gleich vorweg zu nehmen: Auch nach meinen Ausführungen wird diese Einschätzung von Virginia Woolf kaum an Aktualität einbüßen. Nein, ich werde keine allgemeingültigen Erklärungen darüber liefern (können), wie sich das Verhältnis Frauen und Fiktionalität gestaltet. Meine Darlegungen beanspruchen auch keinerlei Repräsentativität.

Bei meinen Ausführungen rücke ich aber die Kategorie Geschlecht¹ ganz bewußt in den Vordergrund. Nachdem Kriterien wie Lebensphasen und soziale Herkunft fast selbstverständlich als bestimmende Komponenten in literaturwissenschaftliche Betrachtungen einbezogen werden, erfolgt dies für die doch zumindest genauso grundlegende Kategorie des Geschlechts nur zögerlich, halbherzig oder was am wenigsten gewinnbringend ist: polemisch.

Ich möchte hier auf ganz konkrete Äußerungen von Leserinnen eingehen, die mir eine bessere Grundlage zu sein scheinen als bloße Spekulationen.²

Die von mir verwendeten Daten stammen aus dem Forschungsprojekt „Die Produktion und Rezeption von Hefromanen“ an der Universität Siegen, bei dem wir 1993 insgesamt 29 Leser und 32 Leserinnen von Hefromanen zu ihrem Umgang mit ihrer Lektüre befragt haben. Neben ganz formalen Fragen (wie z.B. nach Beschaffung und

¹ Sicherlich kenne ich die Ausdifferenzierung biologisches / soziales Geschlecht. Wenn ich mich hier auf das biologische Geschlecht beschränke, trage ich damit den aktuellen Leseforschungen Rechnung, die nach wie vor signifikante Unterschiede bezüglich des biologischen Geschlechts feststellen.

² Bei der Auswertung waren wir auf die Selbstaussagen der InterviewpartnerInnen angewiesen, eine weitere Validierung der gemachten Aussagen, die über den Gesamteindruck des Interviews hinausging, war leider nicht möglich. Insgesamt liefen die einzelnen Gespräche in entspannter und offener Atmosphäre ab, so daß wir keine Veranlassung haben, an den einzelnen Aussagen zu zweifeln. Inwiefern die Befragten nur ein erwünschtes Selbstbild zur Sprache brachten, entzieht sich unserer Kontrollmöglichkeit. Dennoch gehen wir davon aus, daß unsere Daten eine solidere Basis darstellen als reine Hypothesen über mögliche Umgangsweisen. Die Fülle des gewonnenen Materials stützt diese Vermutung.

Quantität ihrer Lektüre) wurde in den qualitativen Interviews auch angesprochen, welche Rolle der Lesestoff in der Erfahrungswirklichkeit der Lesenden einnimmt.

1. Einleitung

Als Einstieg gehe ich auf Fiktionen über das Verhältnis Frauen und Fiktionalität ein. Seit Beginn des modernen Literatursystems im 18. Jahrhundert wurden Befürchtungen laut, daß insbesondere Frauen nicht das notwendige Unterscheidungsvermögen besitzen, um Fiktion und „Realität“ zu trennen. Ähnliche Argumentationsmuster finden sich bis heute (etwa Peter Nusser oder Kaspar Niklaus Wildberger in bezug auf Leserinnen von Liebesromanen). Danach greife ich Ergebnisse aus unserem Forschungsprojekt auf. An ihnen möchte ich exemplarisch zeigen, daß es viel wahrscheinlicher ist, daß Frauen – allen Befürchtungen zum Trotz – ein sehr differenziertes Bewußtsein für Fiktionalität besitzen und souverän damit umgehen. Es gibt sogar Hinweise darauf, daß Fiktionalität gerade bei der Rezeption von Liebesromanen eine besonders wichtige Rolle spielt.

2. Fiktionen über das Verhältnis Frauen und Fiktionalität

Mit dem vermehrten Auftreten von Leserinnen im 18. Jahrhundert häuften sich auch die (männlichen) Befürchtungen, daß gerade Frauen Schwierigkeiten im Umgang mit ihrer Lektüre – hier im besonderen mit Romanen – haben. Beispielhaft lassen sich die Bedenken von Johann Heinrich Campe anführen. Er sieht bei dem anderen Geschlecht durch das Lesen folgende Gefahren gegeben:

... den Verstand zu verwirren, die Einbildungskraft zu beflecken, die Empfindungen zu überspannen, die Phantasie zu schwärmerischen Luftreisen in das Reich der Träume zu entführen (...) eine durch zu vieles Stillsitzen in eingeschlossener Stubenluft und durch überspannte Anstrengung der Geisteskräfte, bei körperliche Ruhe zerrüttete Leibesbeschaffenheit; und eine fast unvermeidlich daraus entstehende hypochondrische Gemüthsverfassung; mit ihrem ganzen schwarzen Gefolge von

Unzufriedenheit, griesgrammender Laune, Empfindlichkeit, Schwermuth, Aengstlichkeit, Beklemmung, halbem oder ganzem Wahnsinn.³

Auch in der Literatur selbst wird der Topos von der durch ihre Lektüre verwirrten Frau immer wieder aufgegriffen.⁴ Besonders interessant ist der Roman *Northanger Abbey* von Jane Austen, den sie vermutlich bereits 1798 verfaßte, der aber erst 1818 posthum erschien. Austen war selbst eine eifrige Romanleserin und verstand *Northanger Abbey* als „a novel about novels and novel-readers“⁵. In diesem satirischen Roman karriert sie die zeitgenössischen Befürchtungen die zumeist von Männern vorgebracht wurden, daß die *gothic novel* gerade auf das weibliche Geschlecht einen schädlichen Einfluß haben.

Anders liegt der Fall bei Flauberts Herleitung der Eheprobleme von *Madame Bovary* (1856). Emma Bovarys wachsende Unzufriedenheit mit ihrem Gatten wird in Zusammenhang mit ihrer extensiven Lektüre von Liebesromanen gestellt. Eine kritische Distanz, wie sie bei Jane Austen gegeben ist, fehlt bei dieser Interpretation.

Bei diesen nur kurz angerissenen Beispielen handelt es sich bekanntermaßen um Literatur, die bekanntermaßen keinem direkten Aufschluß über unsere Lebenswirklichkeit bietet. Allerdings finden sich bis heute Wissenschaftler, die von dem schädlichen Einfluß von Liebesromanen überzeugt sind und veröffentlichen, was ich ebenfalls als Fiktionen von weiblichem Leseverhalten bezeichnen würde. Bei Kaspar Niklaus Wildberger liest sich dies folgendermaßen:

Die Romane selbst tragen sie (die Leserin; b.k.) in eine heile Welt davon, in der sie alles vergessen kann. (...) Die Schemaromane verführen mit ihrem „reduzierten epischen Raum“ (Waldmann, 254) zwar zu einer vermeintlichen Gefühlsfähigkeit – besser vielleicht „Mitfühlfähigkeit“ –, verführen aber gleichzeitig, u.a. wegen ihres reduzierten Codes, zu einer Kritiklosigkeit gesellschaftlichen Problemen gegenüber. Die Phantomleserin läßt sich von dem Scheinliberalismus der Schemaromane ver-

³ Campe, Johann Heinrich: *Väterlicher Rath für meine Tochter*. Braunschweig (1789) 1791. Zitiert nach Meise, Helga: *Die Unschuld und die Schrift. Deutsche Frauenromane im 18. Jahrhundert*. Berlin, Marburg 1983, S. 79f. – Vgl. zu diesem Komplex ebenfalls: Becker-Cantarino, Barbara: *Der lange Weg zur Mündigkeit. Frauen und Literatur in Deutschland von 1500 bis 1800*. München 1989, S. 173ff. Hoock-Demarie, Marie-Claire: *Die Frauen der Goethezeit*. München 1990.

⁴ Vgl. dazu für den deutschen Sprachraum: Meise, Helga, 1983, S. 68: „In dieser Konstellation, in der das Lesen der Frauen zum Problem wird und von den Zeitgenossen als solches reflektiert wird, kommen die Frauenromane selbst an der Auseinandersetzung mit der Rolle der weiblichen Lektüre nicht vorbei.“

⁵ Vgl. Henry Ehrenpreis, Annc: „Introduction“ zu Austen, *Jane: Northanger Abbey*. (1818) 1985, London 1972, S. 10.

führen, d.h. sie akzeptiert blind alle Werte und Normen, wie sie ihr die Romangesellschaft vorsetzt.⁶

Wildberger setzt mit dieser Einschätzung implizit voraus, daß Leserinnen von Liebesromanen keinen Unterschied zwischen der vorgestellten Romanwelt und ihrer eigenen Erfahrungswirklichkeit machen.

3. Zur Trennung von Fiktion und Realität

Obwohl sehr unterschiedliche Auffassungen darüber bestehen, was unter Fiktionalität im einzelnen zu verstehen ist, besteht weitgehend Konsens darüber, daß Fiktionalität das ist, was Literatur von anderen Texten scheidet. Über Fiktionalität sprechen i.d.R. nur LiteraturwissenschaftlerInnen und dies zumeist auf sehr elaboriertem Niveau. Wie gehen aber ganz „normale“ LeserInnen mit Fiktionalität um? Spielt dieses Phänomen für sie eine Rolle bei ihrer Lektüre? Und wenn ja, welche? Und um die Schraube ein wenig mehr anzudrehen: Welche Rolle spielt Fiktionalität im Zusammenhang mit Heftromanen, die gemeinhin nicht als Literatur betrachtet werden? Spielt Fiktionalität hier eine Rolle oder nehmen die Leserinnen wirklich alles für bare Münze – wie so viele KritikerInnen vermuten – und werden deswegen lebensuntauglich?

Jayne Ann Krentz – ihres Zeichen selbst Autorin von Liebesromanen – beschreibt die für so viele evidente Andersartigkeit von Literatur und sogenannten trivialen Liebesromanen:

Most people understand and accept the way in which fantasy works when they sit down to read Ludlum, King, McCaffrey or others. Furthermore everyone understands that readers know the difference between real life and fantasy and they do not expect one to imitate the other. But, for some reason, when it comes to romance novels critics worry about whether the women who read them can tell the difference between what is real and what is not. Of course the readers can tell the difference. They do not expect imaginative creations of romance to conform to real life any more than they expect the fantasies of any other genre to conform to the real world. Like all other genres, romance is based on fantasies and readers know it. Readers and writers alike get disgusted with critics who express concern that they may not be able

⁶ Wildberger, Kaspar Niklaus: *Beates blondes Haar oder Linguistische Aspekte von Schemaliteratur*. Bern et al. 1988, S. 293f.

to step back out of fantasy. They do not appreciate being treated as if they were children who don't know where one stops and the other begins.⁷

Im folgenden möchte ich Leserinnen von Liebesromanen zu Wort kommen lassen, die darlegen, wie sie mit ihrer Lektüre umgehen. Damit folge ich Janice Radways Vorschlag, das Genre des Liebesromans so zu untersuchen „as the readers understand it“⁸. Prinzipiell fanden sich in unserer Untersuchungsgruppe keine Lesenden, die nicht ganz explizit eine scharfe Trennung zwischen ihrer Wirklichkeit und ihrer Lektüre vornahmen. Allen Befürchtungen zum Trotz hatten unsere Befragten keine Schwierigkeiten. Unsere Untersuchungsergebnisse untermauern die Einschätzung von Margret Jensen: „Critics who are afraid that readers try to imitate Harlequins may have a harder time distinguishing between reality and fantasy than readers do.“⁹

Die am häufigsten gewählte Vokabel war „Traumwelt“. So erklärt z.B. eine 19-jährige Zahnarzthelferin: Ich finde das eigentlich immer schön, wenn man sieht: „Ha, jetzt sind sie doch zusammen gekommen, es ist doch passiert.“ Weil das eigentlich im Leben gar nicht so passiert, wie es im Heft ist, das ist praktisch wie eine Traumwelt, wo man sich das wünscht: „Ha, so könnte es ja eigentlich bei mir auch sein.“¹⁰ (Interview 54, 5) Die Befragte betont in ihren Äußerungen, daß sie zwar eine Verbindung zwischen Romanwelt und ihrem Alltag herstelle, dabei aber die kategoriale Trennung nicht aus den Augen verliere: Wenn man irgend jemand kennenlernt, und man denkt jetzt: „Würde das doch jetzt mal passieren wie in dem Heftchen, daß der einen einlädt!“ ... oder daß einer einfach auf einen zukommt. Das denkt man schon, ab und zu schon. *Aber man weiß halt, daß es sowieso nicht so passiert wie in den Heftchen, weil alles sowieso nur geschrieben ist und ausgedacht.* (Interview 54, 6).

Es fanden sich auch andere Umschreibungen als „Traumwelt“ für eine eindeutige Trennlinie. So erklärte die 16jährige angehende Bürokauffrau: „Liebesromane, die denkt man sich ja nur aus“. (Interview 53, 9). Eine 33jährige Personaldisponentin bezeichnete ihre Lektüre als „*Phantasiegeschichten*“ (Interview 61, 9) und trennt sie damit deutlich von ihrer „Lebenswirklichkeit“ ab. Sie führte weiter aus: „Das ist zwar ein Stück weit unreal, was dann da passiert. Es sind Faktoren drin, die man kennt, wo man

⁷ Krentz, Jayne Ann, 1992, „Introduction“. In: Dies. (Hg.), *Dangerous Women & Adventurous Women. Romance Writers On the Appeal of the Romance*, University of Pennsylvania Press, S. 2.

⁸ Radway, Janice A.: *Reading the Romance. Women, Patriarchy, and Popular Literature*. Chapel Hill, London 1987, S. 120.

⁹ Jensen, Margaret Ann: *Love's Sweet Return. The Harlequin Story*. Ohio 1984, S. 158.

¹⁰ Alle Hervorhebungen in den Äußerungen der Leserinnen stammen von mir.

so ein bißchen Bezug hat, aber es ist irgendwie eine ganz andere Schiene. Und das ist eben das, was mich bei diesen Romanen ein Stück weit fasziniert." (Interview 61, 13)

5. Grad der Bewußtheit

In seinem Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft beschreibt S.J. Schmidt den fundamentalen Unterschied im Umgang mit Texten, die für Literatur gehalten werden und solchen, die nicht als Literatur betrachtet werden. Bei den letzteren lautet der Bewertungsmaßstab wahr/falsch bzw. nützlich/nicht nützlich (T-Konvention). Im Umgang mit Texten, die für literarisch gehalten werden, tritt dieser Bewertungsmaßstab deutlich in den Hintergrund. Er wird von der Ästhetik-Konvention überlagert.¹¹ TeilnehmerInnen an Ästhetischer Kommunikation müssen die Ästhetik-Konvention faktisch nur befolgen. Im Normalfall wird sie im Laufe der Sozialisation gelernt. So hört beispielsweise ein Kind auf, an die Wahrheit eines Märchen zu glauben und liest es *als* Märchen. Dabei kommt es nicht darauf an, wie bewußt dieser Vorgang abläuft: „Entscheidend ist nicht der Grad der Bewußtheit beim Befolgen, sondern allein, ob die Konvention befolgt wird oder nicht.“¹² Bemerkenswert ist, daß alle interviewten Frauen im Alter zwischen 14 bis 36 Jahren mit sehr unterschiedlicher Bildung (Hauptschule bis Studium) ohne Ausnahme diese kategoriale Trennung bei den Liebesromanen vornehmen, obwohl diese in der Regel nicht als Literatur betrachtet wird.

Sehr unterschiedlich war allerdings der Grad der Bewußtheit. Dies zeigte sich vor allen Dingen, wenn die Befragten versuchten, Sachverhalte zu beschreiben, die sie normalerweise nicht reflektieren. So stieß die angehende Zahnarthelferin bei der Formulierung auf Schwierigkeiten: „Ich finde, das ist eher unrealistisch. Also das ist irgendwo eine Traumwelt, die man sich irgendwo im Hinterkopf, daß man denkt: „*Ha, so könnte es ja sein.*“ *Aber man weiß eigentlich, daß es nie so sein wird.* Und das könnte mir ja auch mal passieren. Also das ist eher so eine Traumwelt für mich, wo man sich mal ... Da kann man sich eher irgendwo hinwünschen, aber relativ ist es eigentlich nie so richtig, kann man eigentlich nicht vergleichen.“ (Interview 54, 5). Die 23jährige Studentin erklärte, daß sie sich beim Leseakt, keine bewußten Gedanken über den Wahrheitsgehalt machen würde: „Als fiktive im Unterbewußtsein. Aber für mich war es *beim Le-*

¹¹ Schmidt, S.J.: *Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft*, Braunschweig, Wiesbaden 1980, S. 159.

¹² SCHMIDT, 1980, S. 135.

sen nicht wichtig, ob sie wahr waren oder nicht. Aber so kopfmäßig habe ich mir (gedacht; b.k.), nehme ich an, daß das alles fiktive, erfundene, klischeehafte Romane sind." (Interview 11, 6)

Es ist unklar, ob die 15jährige Hauptschülerin zeitweise zwei Ebenen miteinander vermischt. Von dem bleibt jedoch unberührt, daß sie souverän die Trennung zwischen Fiktion und Lebenswirklichkeit vornimmt: „Also ich finde schon, daß da ziemlich viel Fantasie dahintersteckt. Gut es mag sein, wenn z.B. einige haben ja einen Freund in der Geschichte und daß auch die Namen übereinstimmen, aber das denen das wirklich passiert ist, könnte ich mir nicht vorstellen. Das glaube ich auch nicht, daß es so was wirklich gäbe." (Interview 18, 9)

6. Zur Rolle des Happy-Ends

Wie Janice Radway in ihren Untersuchungen feststellte, ist gerade das Happy-End für die Leserinnen Indikator für die unzweifelhafte Trennlinie zwischen „Realität“ und Fiktionalität.

The sad ending logically ranks high on their (der von Radway befragten Leserinnen; b.k.) list of objections because its presence would negate the romance's difference and distance from day-to-day existence, dominated as it so often is by small failures, minor catastrophes, and ongoing disappointments.¹³

Auch in unseren Interviews gingen die Frauen immer wieder auf diesen Punkt ein. So führte z.B. eine 17jährige Schülerin aus: Lebensfern ist meistens das Happy-End, obwohl es das Tollste ist. Aber es geht ja nicht immer toll aus, ne, gerade so im Leben. Vielleicht ist es deswegen, daß man auch so Romane liest, weil da immer alles ganz glatt läuft. (Interview 12, 8) In dieser Äußerung wird deutlich, daß die Andersartigkeit der Liebesromane erwünscht ist.

Auf die Frage, ob sie sich Liebesromane ohne Happy-End vorstellen könne, antwortete dieselbe Befragte: „Das ist doof, dann (...) ist ja genau das, was man immer im Leben so hört, und immer nur Schlechtes, und es passiert immer nur Unglück und so. Und die Romane liest man ja, damit es ein Happy-End gibt, damit man so ein bißchen in einer Traumwelt ist, wenn da so kein Happy-End ist, dann ist es auch keine richtige Liebesgeschichte gewesen, jetzt von den Romanen her." (Interview 12, 8) Eine 16-

¹³ Radway, 1987, S. 73.

jährige Schülerin argumentiert ähnlich. Sie liest die Liebesromane ebenfalls gerade wegen der dargestellten Traumwelt, bei der alles ein gutes Ende findet. Dabei setzt die Befragte die Traumwelt dezidiert von dem ab, was sie als Realität bezeichnet: „Deswegen lese ich die ja auch, weil da kommt man in so eine Art Traumwelt..., weil das hier (in den Liebesromanen; b.k.) ja nicht ist wie in der Realität, daß alles zu einem guten Ende führt.“ (Interview 15, 3). Gerade KritikerInnen beziehen sich oft auf das unweigerliche Happy-End, um auf die minderwertige Qualität der Liebesromane hinzuweisen. Für die Leserinnen könnte das Happy-End jedoch auch eine andere Bedeutung besitzen. Das Happy-End mag auf sie eine ähnliche Signalwirkung haben wie der fast obligatorische Beginn vieler Märchen: „Es war einmal ...“ – eben Anzeichen für Fiktionalität.

Über die kategoriale Trennung zwischen Romanwelt und Wirklichkeit hinaus stellte Janice Radway in ihrer Befragung fest, daß die romances-Leserinnen durchaus differenzierte Unterscheidungen vornehmen. Ihre Befragten unterschieden zwischen dem fiktiven plot, der in einem realistischen setting ablaufe.¹⁴ Bei dem letzteren bestehen die Leserinnen auch auf sorgfältige Recherchen der Autoren, z.B. soll die Mode der geschilderten Epoche wirklich den damaligen Gegebenheiten entsprechen.

Auch in unserer Untersuchungsgruppe nahmen Frauen ähnlich gelagerte Differenzierungen vor. Ihre grundlegende Entscheidung, die Liebesromane als Fiktion zu betrachten, bedeutet nicht, daß sie alles Dargestellte als gegeben hinnehmen. So machten sie differenzierte Angaben dazu, was sie realitätsnah empfinden und was nicht. Dabei wurde immer wieder deutlich, daß die individuellen Einschätzungen von den jeweiligen Wirklichkeitsvorstellungen abhängig waren. So befand z.B. eine 15jährige Hauptschülerin: „Die Konflikte sind lebensnah meist, und lebensfern ist halt immer dieses Happy-End, daß alles immer zum Guten kommt.“

Zu einer anderen Einschätzung kam eine 17jährige Schülerin: „Auch wenn große Probleme auftreten, die sind ganz schnell wieder gelöst. Das ist irgendwie, ist so alles ein bißchen fern von der Realität, (...) also normal ist nix lebensecht, alles so ein bißchen Traum und so.“ (Interview 12, 8). Dieselbe Befragte kritisierte, daß immer tolle Typen beschrieben werden. „Die sehen alle gut aus, ich weiß nicht, das ist auch nicht so realistisch. Der hat eine gute Figur, und der ist groß und hat blonde Haare und blaue Augen, meistens ist es ja so, daß die die so beschreiben, die Männer. Das finde ich irgendwo ein bißchen doof, also daß das immer so tolle Männer sind und auch so tolle Frauen, die sind immer irgendwie über dem Durchschnitt, die Leute, die da spielen in

¹⁴ Radway, 1987, S. 109.

den Romanen." (Interview 12, 3) Eine andere Leserin stellte ebenfalls fest, daß durchweg positive Figuren geschildert würden. Sie bewertete dies jedoch positiv: „Der Hauptdarsteller wie auch die Hauptdarstellerin sind ja in der Regel beide gutaussehend. (...) Ich lese nicht gerne, daß eine unglaublich häßliche Frau den Traumtypen (bekommt; b.k.) (...) Das glaubt man auch selber nicht. (...) Und ich finde das irgendwie niedlich, wenn die beiden gut aussehen, einigermaßen Geld haben, guten Charakter..." (Interview 16, 7).

Eine 16jährige Denise-Leserin hatte Schwierigkeiten, ihre unterschiedlichen Erwartungshaltungen in Worte zu fassen: „Wenn ich Schindlers Liste lese, das ist ja auch mal passiert, mit Hitler und so. Das bewegt ja schon einen, wenn man auch den Film sieht und so und dann die ganze Sklaverei, und dagegen Liebesromane. Ich finde, das (Schindlers Liste; b.k.) ist realistischer als ein Liebesroman jetzt, weil das ist ja wirklich passiert, und den Liebesroman, vielleicht passiert, oder passiert vielleicht auch mal im wirklichen Leben, aber dann zu 10% oder so." (Interview 53, 9).

Eine 31jährige Friseurmeisterin führte aus: „In gewissen Beziehungen sind sie schon real, vom Geschehen, auch jetzt mit diesen Krankheitsbildern, was alles gemacht werden muß. Wenn jetzt ein Unfall passiert ist und die Leute werden eingeliefert und dieser Streß, der da entsteht, das ist für mich lebensnah. Die Entwicklung an sich, das ist für mich unrealistisch, weil das für mich in keinem Verhältnis zur Wirklichkeit steht." (Interview 60, 10)

Eine 15jährige Denise-Leserin berichtete von unterschiedlichen Eindrücken: „Manchmal denke ich: Das ist ein bißchen *übertrieben*. Aber meistens denke ich: Das kann sich sehr gut abspielen, könnte sich sehr gut abspielen. (...) So, wie die Leute reagieren oder so, was die so alles anstellen, das denke ich, das ist normalerweise nicht so. Das ist übertrieben ... Was die jetzt so anstellen, um den Freund wiederzukriegen z.B. oder die Freundin, dann denke ich: Das kann ja alles überhaupt nicht so sein! (...) Da wird eigentlich eher *alles so hochgespielt*, (...) die *dramatisieren* da eigentlich alles mehr, als das im wirklichen Leben ist." (Interview 2, 8)

Eine 26jährige Studentin antwortete auf die Frage, was sie lebensnah in den Liebesromanen empfinde: „Die Rolle der Frau. Das waren mal nicht so dumme Hausmütterchen oder unreife Kinder, sondern Frauen, die auch wußten, was sie vom Leben eigentlich wollten." (Interview 5, 5) Auf die Frage, was ihr lebensfern vorgekommen sei, antwortete sie: „Ja, daß sie dann doch für die Liebe wieder alles aufgeben haben, oder daß man immer für jedes Problem einen Kompromiß gefunden hat, aber außer der

Sache halt, daß es immer ein Happy-End gab (...) es hat ja nichts mit meinem Leben zu tun gehabt." (Interview 5, 5)

7. Frage der Beziehbarkeit

Unterschiedlich waren die Einstellungen, wenn es darum ging, ob eine Anknüpfung zu der eigenen Lebenswelt erwünscht war oder nicht.

Eine 26jährige Leserin betonte z.B., daß sie eine bestimmte Serie von Liebesromanen nicht lesen mochte, weil das Beschriebene zu weit von ihrem eigenen Erfahrungsbereich entfernt war: „...das waren dann immer diese Romane, wo die jungen unschuldigen Mädchen dann den Mann ihrer Träume gefunden haben und dann auch noch unschuldig in die Ehe gegangen und so weiter und so fort. Also Sachen, die ich ziemlich unrealistisch fand und auch ziemlich uninteressant.“ (Interview 5, 1)

Eine andere Leserin brachte wiederum ihre Lektüre gar nicht in Zusammenhang mit ihrem Leben: „Ich habe das gar nicht versucht oder gar nicht gemacht, diese Sachen mit meinem Leben zu vergleichen. Ich (...) habe das gelesen, aber habe nie verglichen mit mir, sondern ich habe das so genommen, wie es darin stand.“ (Interview 9, 5) Ähnlich sieht dies die 23jährige Studentin: „Ja, eigentlich denke ich schon, daß es *'ne völlig andere Welt* ist, weil momentan in meinem Leben, so wie es jetzt ist, kann ich mich überhaupt nicht mit den Figuren vergleichen. Also die sind ja nun voll im Berufsleben und, oder sonst war'n sie so reich und so. Also eigentlich im großen und ganzen ist es für mich doch *'ne andere Welt. Es ist aber nicht so, daß ich mich da unbedingt hineinträume, daß ich so sein will, sondern ich nehm das als gegeben hin, daß ich so lebe und die so, fiktiv so leben, und damit hat sich die Sache.* Ich hab da eigentlich keine großen Probleme, mich damit abzufinden.“ (Interview 1, 5)

Manche Befragte wiesen dezidiert eine zu große Nähe an die eigene Lebenswirklichkeit zurück. Eine 20jährige Cora-Leserin erklärte: „Also so ganz realistisch sind sie ja in den seltensten Fällen. Sie spiegeln im Grunde genommen ja einen Wunschtraum wieder, wie man es (...) gerne hätte. Also insofern realistisch kann man die eigentlich kaum nennen. ... So ganz normal aus dem Leben gegriffen erlebt jeder selber. Insofern glaube ich nicht, daß sich die Leute das gerne durchlesen, also daß sie so was (...) zum Abspannen benutzen würden. Also was unsereins so an normalen Problemen hat, das ist ja nun nichts, worüber andere Leute gerne lesen.“ (Interview 16, 14f). Auch eine 25jährige Julia-Leserin betonte, daß sie gar keine konflikträchtigen Anknüpfungspunk-

te aus ihrem eigenen Erfahrungsbereich in ihrer Lektüre wiederfinden möchte: „Das ist sehr lebensfern, weil die halt nie Probleme haben. Aber jeder hat ja halt so Probleme. Aber die kommen ja nie da in den Romanen rein, *sollen auch gar nicht da rein.*“ (Interview 14, 6)

8. Erwartung von Tatsachenwahrheit

Da Leserinnen von Liebesromanen oft auf den Traumaspekt der dargestellten Romanwelt verweisen, glaub(t)en Kritiker, daß Tatsachenwahrheit prinzipiell nicht erwünscht sei. Im Gegensatz dazu führte Janice A. Radway in diesem Zusammenhang aus:

Traditional popular-culture criticism has assumed that the world „out there“ is a fantasy world bearing little resemblance and no applicability to the reader's own. Kate Mussell, for instance, has asserted categorically that „popular fiction is not realistic, is not intended to be by its authors, and is not desired to be by its readers.“ Romance writers and readers, however, seem to disagree.¹⁵

Unsere Interviewpartnerinnen äußerten sich in dieser Hinsicht ganz unterschiedlich. Sie stellen ganz individuelle Anforderungen an Liebesromane. So bemängelte eine Befragte die Unwahrscheinlichkeiten: „Wenn das so übertrieben ist, (...) der Filmstar, und den hat sie dann kennengelernt und, ich weiß nicht, das hört sich irgendwie... Das muß so im normalen Bereich irgendwie liegen, also *nicht so hoch übertrieben*, (...) so wie Dallas, alles so auf reicher Ebene, (...) so sind ja dann halt die meisten, so die hat diesen reichen Kaufmann kennengelernt auf einer Seefahrt in der Karibik und so. (...) Das muß schon irgendwie *ein bißchen logischer klingen, nicht ganz so übertrieben.*“ (Interview 11, 2)

Besonders differenzierte Angaben machte eine 27jährige PTA. Aus diesem Grunde sei sie hier in extensu zitiert: „Also in ein Klischee insofern (...) da sind die Indianer eigentlich immer die Guten, und die Weißen sind immer die Bösen. Genau umgekehrt wie bei den anderen Western, wo die Indianer eigentlich immer die Bösen sind.(...) *werden kulturmäßig authentisch immer dann, wenn es paßt, authentisch zitiert.* Und wenn es nicht passen würde, wenn da also was bei rauskäme, was man jetzt nicht als gut betrachten würde, dann wird das *passend geändert.* Also solange es irgendwie mit der

¹⁵ Radway, 1987, S. 188.

Intention, daß die Indianer die Guten sind, in dem Roman zusammenpaßt in dem Augenblick, dann hält man sich schon gut daran. Aber wenn das nicht passen würde, dann ändert man das einfach ab. (...) *Dann wird das eben ganz anders benannt.* (...) Nur (...) daß es schon *ein sehr verklärtes Bild* gibt. (...) Aber das gefällt mir nun mal, weil ich eine Schwäche für Indianer habe. Besser als dieses andere Bild von den bösen Rothäuten, *und dementsprechend lese ich das also schon.* ... An den Stellen, wo ich also merke, man ändert das einfach nur, damit es gut klingt, ab, dann finde ich das *einfach nur lustig*, weil ich weiß, wie es anders oder wie es reeller ist. Und *ich finde aber auch wieder gut, wenn es irgendwo dann wieder Sachen gibt, die also richtig schön und ordentlich erklärt werden.* Also man merkt schon, daß derjenige, der das geschrieben hat, - vor allen Dingen bei den Dan-Oakland-Stories eigentlich noch mehr bei diesen Sundance-Western - daß der auch ein bißchen Ahnung davon hat. Es gibt dann in diesen Heftchen immer so Seiten mit Erklärungen. (...) Also manchmal kommt das vor, daß die was erklären (...) auf diesen Fachseiten, und *in den Romanen hauen sie ganz genau daneben.* Weil es nicht passen würde in dem Augenblick, und dann merkt man eben, dann ändert man es wieder ab, wie man es braucht. Also es geht in den Romanen um das verklärte Bild, (...) um jeden Preis auch." (Interview 31, 7f)

Diese Interviewpartnerin wünscht sich zwar so weit wie möglich Faktentreue, klagt diese aber über die „Regeln des Romans“ hinausgehend nicht ein. „Vergehen“ gegenüber der realen Historik ahndet sie *nicht als Fehler*, was auch einer literarischen Rezeption widersprechen würde. Dies spiegelt sich in dem gewählten Vokabular. S.J. Schmidt bemerkt zu diesem Zusammenhang: „Erkennt man im Kommunikat, daß ein Autor in seinen Literarischen Autorkommunikationshandlungen „Realitätszitate“ (...) nur als Material benutzt, wird man die Erwartung an ‘Tatsachenwahrheit’ vermutlich relativieren.“¹⁶ Genau dies liegt bei dieser Interviewpartnerin vor. Sie weiß zwar, wie der Sachverhalt „reell“ wäre, erwartet dies jedoch nicht zwingend. Hier werden die unterschiedlichen Bewertungsmaßstäbe besonders deutlich.

Generell läßt sich sagen, daß alle von uns befragten Frauen ihre Lektüre *nicht* nach den Kategorien wahr / falsch beurteilen. Keine sagt z.B., daß in diesen Romane *gelogen* würde oder dergleichen. Etwaige Unstimmigkeiten innerhalb der Romane bezeichnen sie mit viel vorsichtigeren Ausdrucksweisen. So sprechen manche von *Klischees, übertriebenen Schilderungen* oder *Dramatisierungen*. Eindeutige Urteile seitens der Leserinnen bleiben aus.

¹⁶ Schmidt, 1980, S. 150.

Vernichtende Urteile über Liebesromane erfolgen oft von Nichtlesern, eben weil sie diesen Lesestoff nach dem Maßstab wahr/falsch bzw. nützlich/nicht nützlich bewerten. Bemerkenswerterweise wird von KritikerInnen gerade gegen Liebesromane (und damit oft auch kurzerhand gegen ihre Leserinnen) der Vorwurf erhoben, daß sie *erfunden* seien. Im Fall von anerkannter gehobener Literatur würde dies kaum als Makel gelten. So berichtete z.B. eine Leserin von abfälligen Bemerkungen über Liebesromane: „Ja, die sagen dann dadrüber. „Ja, das *stimmt* sowieso nicht alles.“ und so. Und machen sich dann darüber lustig, daß man so was überhaupt liest.“ (Interview 53,2). Der Freund einer Befragten führt dasselbe Argumentationsmuster gegen die Liebesromane ins Feld: „Der sagt halt auch, das sei *alles nicht echt und stimmt nicht*.“ (Interview 14, 7)

Im Gegensatz dazu *erwarten die Leserinnen gar nicht*, daß die geschilderten Ereignisse mit ihrer Lebenswirklichkeit übereinstimmen und bewerten die Romane nicht nach ihrem Informationswert über die Wirklichkeit. Sie beurteilen ihre Lektüre auch nicht primär nach dem Maßstab wahr/falsch bzw. nützlich/nicht nützlich. Mit anderen Worten, die Leserinnen behandeln diese sogenannten trivialen Liebesromane als *Fiktion*.

9. Schlußbemerkungen

Meine Ausführungen sollten verdeutlichen, daß kaum zu befürchten steht, daß Leserinnen von Liebesromanen, Schwierigkeiten bei der Trennung zwischen Realität und Fiktion haben. Jedenfalls nach Auswertung der vorliegenden empirischen Untersuchungen und den Ergebnissen unserer eigenen Befragung. Deutlich geworden sollte auch sein, daß Fiktionalität einen wichtigen Bestandteil für das Lesevergnügen der befragten Leserinnen darstellt.

Schließen möchte ich mit einer umgeänderten Sentenz aus *Émilè*. Im Original heißt es: „Schon von Natur aus hängen sie (die Frauen; b.k.) und ihre Kinder vom Urteil der Männer ab: Es genügt nicht, schön zu sein, sie müssen auch gefallen; es genügt nicht, sittsam zu sein, sie müssen auch dafür gehalten werden.“ Auf unseren Zusammenhang ließe sich formulieren:

Es genügt nicht, daß Frauen die Trennung zwischen Fiktion und Realität vornehmen. Die Männer müssen es ihnen auch zugestehen.